

*izučavaneto na južnoslavenskite ezici*, Sofija 1986. Etliche weitere Titel gerade aus jüngerer Zeit ließen sich noch ergänzen.

Beschlossen wird das Werk von einem Sachindex (S. 277–289), der leider auch die Personennamen enthält, die besser in einem eigenen Index untergebracht worden wären, und einem Autorenindex (S. 290–292). Unpaginiert folgen darauf noch die 18 schwarz-weißen Abbildungen, die in erster Linie (Titel-)Blätter aus Büchern, Zeitschriften und Handschriften wiedergeben.

Dem Verfasser ist insgesamt recht gut geglückt, was er sich im Vorwort (S. 9) vorgenommen hat, nämlich „einen sehr gedrängten Überblick über die Entwicklung der südslawischen Standardsprachen“ zu geben. Hierbei gilt in der Tat: „Ein derartiger Gesamtüberblick ist bisher nicht versucht worden.“ Trotzdem drängt sich dem Rezensenten, für den das Buch eine gelungene und gut lesbare Zusammenfassung all dessen aus dem Bereich der Südslavistik bot, was er im Studium einmal gehört hatte, schon die Frage auf, für welchen Leserkreis das Werk eigentlich geschrieben worden ist: Für interessierte Laien dürfte es zu speziell und zu gedrängt sein, für Studierende gibt es einen guten Überblick, aber letztlich zu wenig Hinweise auf weiterführende Literatur, während es Fachleuten (aus welchem Bereich der Südslavistik oder Balkanforschung sie auch immer kommen mögen) sicher nicht detailliert genug ist. So bleibt – wie so oft bei derartigen Überblicksdarstellungen – ein etwas zwiespältiges Gefühl zurück. Aber trotz dieser Einschränkung hinterlässt das Buch einen grundsätzlich positiven Gesamteindruck.

Halle (Saale)/Jena

HARALD BICHLMEIER

HAKAN KARATEKE, MAURUS REINKOWSKI (eds.): *Legitimizing the Order. The Ottoman Rhetoric of State Power*. Leiden: Brill 2005. 259 S. ISBN 978-90-04-14422-6.

Entstanden ist der Sammelband in Folge einer Konferenz an der Boğaziçi Universität im Juli 2001 in Zusammenarbeit mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft und mit Unterstützung des Orient-Instituts der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Gewidmet ist er Prof. Klaus Kreiser.

Nach Danksagungen und einer kurzen Einführung zum Thema und zu den verschiedenen Artikeln des Bandes von Hakan Karateke und Maurus Reinkowski, behandelt Hakan Karateke im Folgenden die Frage der Legitimierung des osmanischen Sultanats, und versucht dafür einen theoretischen Rahmen für die historische Analyse zu geben, wobei er sich hauptsächlich auf Norbert Elias und Max Weber bezieht.

Karateke führt aus, dass sich die Legitimierungsstrategien im Laufe der Zeit verändert, beziehungsweise auch vervielfacht haben. Niemals versuchten die Osmanen, sich auf den Propheten Mohammed zurückzuführen, auch nicht durch Heirat. Vielmehr blieben sie zunächst ihrer türkisch-nomadischen Tradition treu und führten ihre Genealogie auf Oguz Khan zurück, einer legendären Figur, die die Welt erobert und 24 türkische Stämme begründet haben soll. Nach der Eroberung Konstantinopels genügte diese nomadisch-genealogische Begründung der Herrschaft allmählich nicht mehr. Spätestens aber nach der Eroberung zahlreicher arabischer Gebiete Anfang des 16. Jahrhunderts fühlten sich die Osmanen gezwungen, sich ein „göttliches

Recht“ für ihre Herrschaft zuzulegen, und es tauchte seitens osmanischer Schriftgelehrter die Meinung auf, ein Kalif müsse seinen Stammbaum nicht unbedingt auf den Propheten Mohammed zurückverfolgen. Die osmanischen Sultane begannen nach dem Tod des letzten abbasidischen Kalifen al-Mutawakkil III (1538), den Kalifentitel schleichend zu usurpieren, obwohl er ihnen nie offiziell übertragen worden war. Außerdem erkoren sie sich zu den Wächtern von Mekka und Medina (obwohl kein einziger osmanischer Sultan je die Pilgerfahrt gemacht hat).

Es folgt der erste Teilabschnitt des Buches, der drei Artikel umfasst, die sich mit dem Konzept der „gut begründeten Ordnung“, *nizam-i alem*, beschäftigen.

Gottfried Hagen beleuchtet in seinem Beitrag die Fragen von Legitimität und Weltordnung, wie sie sich im Fall des Osmanischen Reiches darstellten. Die Vorstellung dieser „Weltordnung“ gründete auf der Idee einer sozusagen kausalen Harmonie, fundierend auf einem Zirkel aus Wohlstand, Gerechtigkeit und Ordnung. Dieses Konzept der „Weltordnung“ war jedoch eher für die Selbstlegitimation der osmanischen Elite wichtig und richtete sich eigentlich nicht an die Untertanen. In den zahlreichen Petitionen an die Sultane, die aus den verschiedenen Regionen des ganzen Osmanischen Reiches kamen, wurde auch fast nie darauf referiert. Und spätestens ab dem 18. Jahrhundert verlor diese traditionelle Vorstellung von harmonischer Gesellschaftsordnung auch immer mehr an Bedeutung.

Christine Woodhead beschäftigt sich in ihrem Artikel mit den Repräsentationsformen der osmanischen imperialen Autorität in der Historiographie des späten 16. Jahrhunderts, besonders in der Zeit Sultan Murads III. Er bestellte Historiker, die ihn weniger als militärischen Führer, denn als abgehobenen Regenten in seiner Überlegenheit darstellen sollten, der den Wohlstand des Reiches und des Volkes widerspiegelte.

Colin Imber schließlich behandelt Entwicklungen, die sich daraus ergaben. Er benutzt dabei den Terminus „Frozen Legitimacy“, um die osmanische Praxis zu beschreiben, Legitimationsinstrumente und -konzepte sozusagen einzufrieren und bei Bedarf wieder aufzutauen. Bis zum 16. Jahrhundert war es der „siegreiche Sultan“ am Schlachtfeld, danach spielte dieser Aspekt keine so große Rolle mehr, um bei den Jungtürken im 19. Jahrhundert wieder aufgetaut zu werden. Ähnliches geschah mit der Berufung auf die „noble, türkische“ Identität der Osmanen.

Der zweite Teilabschnitt des Sammelbandes, der ebenfalls drei Artikel umfasst, fokussiert die Fragen von Religiosität und Orthodoxie sowie deren Beziehung zu der Legitimierung der osmanischen Herrschaft.

Hakan Karateke untersucht, welche Rolle die Religion und die Religiosität als legitimierende Faktoren für die osmanischen Sultane spielten. Wie er bemerkt, dauerte es eher lange, bis der Sultan in seiner als geheiligter und von einer mystischen Aura umgebenen Person auch als eine solche ins kollektive Gedächtnis eingegangen ist.

Nabil al-Tikriti beschäftigt sich mit der Frage, wie Apostasie im Osmanischen Reich behandelt wurde, wie die Auseinandersetzung mit diesem Thema die islamische Identität des Osmanischen Reiches formte, und welche Rolle dabei *kala*, die theologische Disputatio, im Dienste des Staates einnahm. Sich unter anderen auf al-Ghazali (d. 1111) berufend weiteten osmanische Gelehrte den Begriff der Apostasie im 16. Jahrhundert so aus, dass nicht nur Individuen, sondern ganze Gemeinschaften damit belegt werden konnten, wenn es den politischen und militärischen Zielen ent-

sprach. Dies betraf vor allem die Kızılbaş-Alevi Gemeinden. Es entstand in diesen Zeiten auch die Ansicht, dass alle Feinde des Osmanischen Reiches auch Feinde des Islam seien.

Markus Dressler geht danach der „Erfindung“ der Orthodoxie auf den Grund, und wie sie sich aus der Auseinandersetzung sich widersprechender Ansprüche auf Autorität und Legitimation im Verlauf des osmanisch-safawidischen Konflikts entwickelte. Es waren eben die oben erwähnten Kızılbaş, die die osmanische Legitimität in Frage stellten. In Folge positionierten sich die Osmanen immer stärker als orthodoxe, sunnitisch-hanefitische Herrschaft.

Der dritte Abschnitt des Sammelbandes konzentriert sich auf die sogenannte „Krisenzeit“ des Osmanischen Reiches, nämlich auf das 18. und 19. Jahrhundert, und vor allem darauf, wie in diesen Jahrhunderten die Fragen der Legitimität behandelt wurden.

Suraiya Faroqhi beschäftigt sich in ihrem Artikel mit Beschwerden von Handwerkern an den Sultan im 18. Jahrhundert und mit der osmanischen Administration dieser Zeit. Im 18. Jahrhundert wurden die Möglichkeiten, sich mit Beschwerden direkt an die zentrale Administration in Konstantinopel zu wenden, ausgebaut und effizienter gestaltet. In dieser Zeit der Kriege, Unsicherheiten, ständiger Steuererhöhungen und Schwächung der Zentralmacht, sollte dies eine Art Gegenstrategie darstellen, um das Bild des Sultans als den „gerechten Herrscher“ aufrechterhalten beziehungsweise etablieren zu können.

Maurus Reinkowski behandelt die Korrespondenz osmanischer Bürokraten im 19. Jahrhundert und welche Einstellungen bezüglich „Staatssicherheit“ und „Wohlergehen der Untertanen“ sich daraus ablesen lassen. Auch in der Zeit der Tanzimat waren die Ideale *refah* (Wohlstand) und *asayiş* (Sicherheit und Ordnung). Bald setzte die Ansicht ein, dass Bedrohungen dieser Ordnung durch Reformen (*islah*) und letztlich durch Disziplinierung (*inzibat*) begegnet werden sollte.

Teyfur Erdoğan beschäftigt sich ebenfalls mit der osmanischen Bürokratie und dem Problem der Legitimation des Osmanischen Reiches, konzentriert sich jedoch auf die Zeit von 1876 bis 1922. Die Legitimität des Osmanischen Reiches war in dieser Periode geschwächt, weil es nicht gelungen sei, eine effektive Administration zu etablieren. Seitens Abdülhamid II geförderte Spannungen innerhalb der Bürokratie, Bestechlichkeit, Inkompetenz, Günstlingswirtschaft u.a. legten die Verwaltung teilweise lahm.

Es folgt eine Bibliographie, die dankenswerterweise alle in den verschiedenen Beiträgen enthaltenen Literaturverweise enthält. Auch der Index der Namen und Orte sowie der Personenindex umfassen alle Beiträge und führen so die einzelnen Beiträge zu einem Ganzen zusammen.

Die Artikel umspannen also einige Jahrhunderte und liefern Aspekte einer sich wandelnden Erklärungsweise der Legitimierung, beziehungsweise der verschiedenen Legitimierungsversuche der osmanischen Herrschaft. Diese Legitimierungskonzepte stellen ein Thema dar, dem seit einigen Jahren verstärkt Aufmerksamkeit gewidmet wird. So befasst sich beispielsweise auch Selim Deringil in seinem 1998 in London erschienenen „*The Well-Protected Domains. Ideology and the Legitimation of Power in the Ottoman Empire 1876–1909*“ mit Fragen ideologisierender Legitimation.

Das vorliegende Buch betrachtet die Frage der Legitimierung der osmanischen Herrschaft aus der Sicht- und Argumentationsweise des „osmanischen“ Islam. Ein wichtiger Punkt bleibt unberücksichtigt, nämlich wie und in welcher Art und Weise diese Legitimierung, beziehungsweise diese Legitimierungsversuche von den nicht-muslimischen und/oder nicht-türkischen Teilen der Bevölkerung des Osmanischen Reiches internalisiert wurden. Die Herausgeber des Buches sind sich dieses Mangels wohl bewusst. Hakan Karateke schreibt in seinem einführenden Kapitel, nachdem er zwischen der religiös begründeten normativen Seite und der faktischen Seite der Legitimität der osmanischen Herrschaft unterscheidet, dass im Falle der Nichtmuslime wohl von einer „tolerierten Legitimität“ gesprochen werden könne, indem die normativen (i.e. religiösen und/oder ethnischen) Begründungen zwar nicht geltend waren, wohl aber die faktischen. Eine spezifische Autorität sei begründet worden, die seitens der Nichtmuslime entweder durch pure Angst oder auch durch Selbstinteresse akzeptiert worden wäre.

Ansonsten bleibt das Buch in seiner Fragestellungen nach Legitimität ganz der osmanischen, innerislamischen Argumentation verpflichtet. Es steht also noch aus, diese Fragestellungen auch aus der Sicht des „Anderen“, beispielsweise der diversen nicht-muslimischen Kommunitäten, der Kızılbaş-Alevi Gemeinden, aber auch anderer muslimischer Ethnien, wie beispielsweise der Araber, vergleichend zu untersuchen.

Wien

HEIDEMARIE DOGANALP-VOTZI

KLAUS BOCHMANN, HEINRICH STIEHLER: *Einführung in die rumänische Sprach- und Literaturgeschichte* (= Bibliographica et Fundamenta Romanica, 6). Romanistischer Verlag; Bonn 2010. 263 S., 6 Karten, ISBN 978-3-86143-191-6.

Selten hat sich der Rezensent auf das Erscheinen eines Buches derart gefreut wie im Falle dieser Einführung! So sehr man die Verdienste von Klaus-Henning Schroeder um die Rumänistik auch loben muss – die beiden Autoren tun dies selber in ihrem Vorwort –, so bleibt doch festzuhalten, dass seine *Einführung in das Studium des Rumänischen. Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte* aus dem Jahre 1967 nicht nur daran litt, mehr als 40 Jahre alt zu sein, sondern auch an dem Umstand, dass es niemals zu einer Neuauflage, und sei es nur einer unveränderten, gekommen ist. Wer dieses (in weiten Teilen auch heute noch gewinnbringend zu lesende) Werk sein Eigen nennen wollte, musste sich zum Antiquar seines Vertrauens begeben. Diese Zeiten sind nun vorbei – Klaus Bochmann und Heinrich Stiehler ist es gelungen, einen würdigen und sehr eigenständigen Nachfolger zu verfassen, der seinerseits als Maßstab für etwaige spätere Publikationsprojekte dienen kann.

Dabei gibt es einen schon auf den ersten Blick gravierenden Unterschied – wo Schroeders Werk „Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte“ in sich vereinte, haben Bochmann und Stiehler „Sprach- und Literaturgeschichte“ verfasst. Der linguistische Zugriff auf das Rumänische ist ein klar diachroner; Tabellen mit Paradigmen oder mit der Darstellung unregelmäßiger Verben fehlen völlig. Und beide Autoren bekennen sich im Vorwort zu einer „soziolinguistischen bzw. literatursoziologischen Perspektive“ (S. 5). Der Blick auf die rumänische Philologie wird daher in eine be-